



„Hillary Clinton hat ihre Souveränität wiedergefunden“

Der Amerika-Experte Andrew B. Denison über die Chancen der US-Präsidentschaftskandidaten, die Frustration der Amerikaner und die Vorwahlen an diesem Wochenende

Von Christian Altmeier



Heidelberg. Der Politikwissenschaftler Andrew B. Denison (Foto: Hentschel) ist Direktor von Transatlantic Networks, einem Forschungsverbund mit Sitz in Königswinter. Er war im Deutsch-Amerikanischen Institut (DAI) in Heidelberg zu Gast.

> Herr Denison, können Sie sich erinnern, wann der Ausgang der Vorwahlen in den USA das letzte Mal so offen war, wie in diesem Jahr?

Nein, so alt bin noch nicht, dass ich das schon erlebt hätte. Die Experten sind der Ansicht, dass das Rennen um die Präsidentschaftskandidatur diesmal so offen ist, wie seit achtzig Jahren nicht mehr.

> Bei den Demokraten verengt sich das Rennen zum Zweikampf zwischen Hillary Clinton und Barack Obama. Wen sehen Sie im Vorteil?

Den Meinungsumfragen zufolge hat Clinton ihre Führung wieder ausgebaut. Aber wenn ich die Stimmung der Wähler betrachte und die Schwächen Clintons, halte ich es keineswegs für ausgemacht, dass sie die Kandidatur bekommt.

> Hat Obama den Rückenwind, den er durch seinen Sieg in Iowa hatte, schon wieder eingebüßt?

Ja, zum größten Teil schon. Aber er ist trotzdem noch deutlich weiter als im Dezember, als Hillary zehn Punkte Vorsprung hatte. Clinton wiederum hat nach ihrem Sieg in New Hampshire ihre Souveränität wiedergefunden. Sie hat gesehen, dass ihre Tränen und der bissige Wahlkampf ihres Ehemanns Bill ihr geholfen haben. Die Vorreiterrolle, die sie sich erhofft hatte, hat sie aber noch keineswegs.

> Wo liegen die politischen Unterschiede zwischen Clinton und Obama?

Wichtig sind vor allem Überzeugungskraft und Charisma. Ferner braucht jeder Kandidat eine politische Vision, die aus mehr als einzelnen Vorhaben besteht. Obama etwa hat die Vision der Einheit.

Er sagt, die Staaten der USA seien keine republikanischen oder demokratischen Staaten, sondern die Vereinigten Staaten. Hillary hingegen blickt auf zahlreiche Grabenkämpfe mit den Konservativen zurück. Ihre Botschaft der Einheit ist deshalb weniger glaubwürdig. Bei den politischen Aussagen gibt es vor allem zwei Unterschiede: In der Irak-Frage ist Obama der entschiedene Kriegsgegner, der darauf verweist, schon immer gegen den Krieg gewesen zu sein. In der Gesundheitspolitik hat Hillary hingegen einen ausgewogeneren und detaillierteren Plan für eine Reform.

> Die jüngsten Debatten konzentrierten sich vor allem auf die Wirtschaftspolitik. Wem hilft das?



Hoffen auf den Sieg: Die frühere First Lady Hillary Clinton hat ihre Führung in den Umfragen wieder ausgebaut.

Die Wirtschaft wird in der Tat mehr und mehr zum beherrschenden Thema des Wahlkampfes. Das ist ein Vorteil für Hillary, denn sie beweist hier eine größere Sachkenntnis als Obama. Zudem hat sie

in den Wählerschichten, die sich Sorgen um ihre wirtschaftliche Zukunft machen, wie etwa die Arbeiter, ohnehin eine stärkere Unterstützung als Obama. Dieser kann jedoch darauf verweisen, dass er als Kandidat der Einheit besser parteiübergreifende Lösungen umsetzen kann.

> Beide nähern sich nach scharfen Attacken wieder an. Ist auch ein Team Clinton-Obama als Präsidentschaftskandidat und als Vize denkbar?

Man sagt, jede Wahlkampagne hat eine große Überraschung. Dass sich die zwei Hauptkonkurrenten zusammnton, wäre allerdings gar keine so große Überraschung. Das passiert sehr oft. Deshalb würde ich es keinesfalls ausschließen.

> Noch offener ist das Rennen bei den Republikanern. Warum hat die Partei diesmal keinen starken Kandidaten, der aus dem Bewerberfeld herausragt?

Es gibt einen amerikanischen Wunsch nach Wandel. Die Herrschaft der Republikaner und Demokraten findet stets in Zyklen statt. Wenn man sieht, wie frustriert die Amerikaner über Präsident Bush sind, ist es verständlich, dass sie auch über die Bewerber der Republikaner im Allgemeinen frustriert sind. Der Ruf der Inkompetenz, der der Bush-Regierung anhaftet und ihre lange Regierungszeit von acht Jahren spielen hier zusammen. Auch die Wahlkampfspenden fließen diesmal verstärkt den Demokraten zu.

> Alle Bewerber versprechen den Wandel. Würden denn auch alle dieses Versprechen halten?

Der Bewerber, der derzeit am stärksten mit dem Begriff des Wandels identifiziert

wird, ist zweifellos Obama. Er hat damit den Tenor dieses Wahlkampfes gesetzt, im Gegensatz etwa zu Hillary, die zunächst auf ihre Erfahrung verwiesen hat. Bei der Umsetzung des Wandels stellt sich natürlich die Frage, was der jeweilige Kandidat eigentlich konkret ändern will, also für wen sich dieser Wandel auszahlt.

> Kann auch ein Republikaner glaubwürdig den Wandel vertreten?

Ja, sicherlich. Die Republikaner versuchen, sich von Bush zu distanzieren. Und mit John McCain kandidiert ein Außenseiter der Partei, der sich im Namen der parteiübergreifenden Zusammenarbeit schon oft gegen republikanische Positionen gestellt hat. Er wäre ebenfalls ein Kandidat des Wandels.

> Wie beurteilen sie die Chancen der Republikaner, die Wahl zu gewinnen?

Auch wenn derzeit alles dafür spricht, dass der nächste Präsident ein Demokrat wird, ist das keineswegs sicher. Eine Kandidatur kann implodieren, wenn etwas Überraschendes passiert. Wenn ein Astronaut krank wird, fliegt ja auch der Ersatzmann, der eigentlich nicht damit gerechnet hatte.

> Der New Yorker Bürgermeister Michael Bloomberg denkt über eine unabhängige Kandidatur nach. Hat er eine realistische Chance?

Ein unabhängiger Kandidat hat keine realistische Chance, die Wahl zu gewinnen. Aber er hat wohl eine realistische Chance, die Wahlen zu beeinflussen. Der Grünen-Kandidat Ralph Nader etwa hat Al Gore im Jahr 2000 die entscheidenden Stimmen in Florida abgenommen, die ihm zum Sieg gefehlt hätten. Bill Clinton hat 1992 mit nur 43 Prozent der Stimmen

gewonnen, weil die Kandidatur von Ross Perot vor allem zu Lasten von George Bush senior ging. Wenn die Kandidaten der Parteien aber nicht polarisierend wirken, wie es etwa bei McCain und Obama der Fall wäre, gibt es keinen Bedarf für einen unabhängigen Kandidaten.



Hoffen für den Enkel: Die Großmutter von Barack Obama, Sarah Hussein Obama, sitzt vor ihrem Haus in Kenia. Dort sind die familiären Wurzeln des Kandidaten. Fotos: AP

> Am Wochenende stehen die nächsten Vorwahlen in Nevada und South Carolina an. Wie entscheidend sind diese Wahlen?

In Nevada wird man sehen, ob die Demokraten in einem eher ländlichen und konservativen Staat im Westen der USA mehrheitlich für Clinton oder Obama sind. Das ist wichtig, weil umkämpfte Staaten wie Colorado oder Arizona eine ähnliche Wählerstruktur haben. In South Carolina wiederum zeigt sich, ob der Republikaner Mike Huckabee die Unterstützung der evangelikalen Christen, die im Süden der USA eine große Rolle spielen, auch in Wählerstimmen umsetzen kann. Wenn er dort nicht punkten kann, sind seine Chancen stark gesunken.